

Wo die wilden Kerle trommeln

Dealer, Spieler, der Pfau und die Polizei - in der Berliner Hasenheide hat jeder seinen Auftritt, wie in einem Zirkus, der nie endet

von Verena Mayer

Bevor man im Volkspark Hasenheide in Berlin von einem Drogendealer angesprochen wird, hört man es kreischen. Es ist früh am Morgen, die Wiesen dampfen vom Tau, die Welt liegt da wie frisch geduscht. Das Kreischen klingt, als würde jemandem der Hals umgedreht. Man folgt dem Geräusch, bis zu dem Gebäude, in dem die Leute vom Gartenamt ihre Sachen haben. Ein Lieferwagen steht da und eine Schubkarre. Dazwischen geht ein Pfau im Kreis und kreischt. Sobald jemand stehen bleibt, hört er auf und schlägt ein Rad. Der Pfau macht Kunststücke. Wie eigentlich alle in der Hasenheide.

Der Golfspieler etwa. Der Golfspieler steht auf der Wiese, die sich an den Längsseiten wölbt wie ein Trog. Im Winter ist die Wiese schwarz von Kindern, die hier rodeln, an Sommermorgen liegt sie still und verlassen da. Der Golfspieler schlägt ab. Während der Ball durch die Luft fliegt, hebt der Golfspieler an zu singen. Tiefe Töne, hohe Töne, gurgelnde Töne. Der Golfspieler ist auch Sänger. Und Südkoreaner. Beziehungsweise „Koreaner Eins“, wie sie ihn in der Hasenheide nennen. „Koreaner Zwei“ steht, nicht weit entfernt, zwischen den Rhododendron-Büschen und spielt Trompete. Es ist ein junger Musikstudent, der täglich in die Hasenheide kommt, um zu üben. Akkorde und Tonleitern, Stunden und Tage lang. Es ist hier das Hinterland der Werkstatt der Kulturen, des gepflegten Kulturzentrums aus Backstein, in dem jedes Jahr der Karneval der Kulturen geplant wird. Wenn sich am Pfingstsonntag wieder der große Umzug mit Musik und Tanz vom Hermannplatz über die Hasenheide bewegt, wird man dahinter, im Volkspark Hasenheide, die Realität des Berliner Nebeneinanders beobachten können wie jeden Tag.

Der Volkspark Hasenheide hat einen schlechten Ruf. Auf der einen Seite ist Nord-Neukölln, ein Problemfeld im Sozialatlas, und dort, wo das 47 Hektar große Areal an Kreuzberg angrenzt, sieht es auch nicht viel besser aus. Oben beim Haupteingang steht eine Statue von Turnvater Jahn, der hier einst seine Übungen gemacht hat, der Platz darunter gehört den Kaputten. Hier wird Heroin verkauft. Drinnen in der Hasenheide bekommt man Haschisch und Marihuana. Das geht seit Jahrzehnten so, die Hasenheide kommt als Schauplatz schon bei Christiane F. vor. Nur kurz allerdings, denn Christiane F. beklagt sich in ihrem Buch, dass man in der Hasenheide immer ewig herumsitzen und Sonnenblumenkerne kauen muss, bis man endlich Drogen bekommt, und so fährt sie doch wieder zum Bahnhof Zoo.

Unveränderlichkeit - das ist das Wort, das die Seele der Hasenheide am besten trifft. Im Berlin rundherum ist kein Stein auf dem anderen geblieben. Ein riesiger Glaspalast mit Bauhaus und Fitnesscenter ist an der Hasenheide aus dem Boden gewachsen, daneben die „Neue Welt“, einst Ort politischer Versammlungen, jetzt ist hier eine neue Diskothek und Spielbank. Nur in der Hasenheide sind die Dinge noch immer, wie sie sich seit Jahrzehnten eingespielt haben, die unangenehmen genauso wie die schönen. Sobald es schneit, kommen die Schlitten, am ersten warmen Tag sitzen Leute mit den Bongo-Trommeln unter dem Holzdach, das auf einem Plan „Unterstellpilz“ heißt. Der Frühling bringt die „Neuköllner Maientage“ mit ihren Buden und Karussells, den Sommer erkennt man an den Pfeilen, die zum Freiluftkino weisen. Der Herbst wird wieder ausklingen mit den Melodien des Saxophonspielers, der einsam auf einer Wiese steht, umweht vom

braunen Laub und den ersten Schneeflocken. Jedes Jahr, jeder Tag hat hier seine Abläufe und Rituale, immer gleich wie die Runden der Jogger. Wie Nummern im Zirkus. Eigentlich ist die ganze Hasenheide ein Zirkus, eine Freilichtbühne für alle, die nicht die ganz großen Ideen, aber ein paar Darbietungen auf Lager haben.

Um die Mittagszeit erscheint der alte Mann mit dem Fahrrad auf der Bildfläche. Vorne auf dem Fahrrad ist ein klapprieger Kassettenrekorder montiert, aus dem die Hits der vorvergangenen Jahre ertönen. „Macarena“. Oder „Oops! I did it again“. Der alte Mann steuert sein Fahrrad in Schlangenlinien durch den Park. Am Friedhof vorbei und an dem Hügel, der „Rixdorfer Höhe“ heißt, aber eigentlich ein überwucherter Trümmerhaufen aus dem Zweiten Weltkrieg ist. Er passiert den Teich, der mit Schilf zugewachsen ist und die hellgrüne Notrufsäule der Polizei, auf die jemand in altmodischer Handschrift „Außer Betrieb“ geschrieben hat. Auch die Zeit macht in der Hasenheide Kunststückchen, hier einen Purzelbaum, da eine Rolle rückwärts. „Wir machen Sie darauf aufmerksam, dass Sie hier noch in D-Mark bezahlen können“, war während der „Neuköllner Maientage“ auf dem Schalterhäuschen vor einem Karussell zu lesen. Das Karussell ist ein schachtelförmiges Gerät, das langsam hin und her ruckelt, während im Inneren ein Film läuft. Man hat das Gefühl, man bewegt sich mit dem Film, obwohl man nur dasitzt und schaut. Es gibt mehrere Programme zur Auswahl, aber eigentlich wird nur eines gewünscht, sagt der Mann im Schalterhäuschen. „Zeitreise“ heißt das Programm.

Es gibt Orte in Berlin, an denen das Zeitgefühl versagt. Man weiß nicht, warum diese Reservate entstehen, aber die Hasenheide ist ein solcher Ort. Ihren Namen hat sie aus dem 17. Jahrhundert, als man sie eingezäunt hat. Der Große Kurfürst wollte Hasen jagen, hatte aber keine Lust, sich dabei allzu sehr anzustrengen.

Dort, wo jedes Jahr die Karussells aufgebaut werden, hat die Wiese gelbe Flecken. Wenn es regnet, hängt in einem der Bäume ein aufgespannter Schirm herab. Darunter sitzt jemand mit gekreuzten Beinen und meditiert. Der alte Mann mit dem Rekorder fährt nun so, dass die Schlangenlinien zum Takt der Musik passen. Nach einigen Runden ist er so schnell weg, wie er gekommen ist, die verklingende Musik mischt sich mit dem Kreischen des Pfaus.

Auch bei den Dealern gibt es immer dasselbe Ritual. Ab acht Uhr morgens säumen sie den breiten Weg oder stehen in Gruppen auf der Wiese. Es sind um die fünfzig Leute, manchmal geht ein bulliger Mann herum, Typ Türsteher, und schreit: „Was steht ihr alle auf einem Haufen, das verschreckt die Kunden.“ Ein paar Mal am Tag kommen Polizisten vorbei. Zu Fuß oder mit dem Auto, doch kaum sind sie im Park, beginnt es zu rascheln. Innerhalb kürzester Zeit sind die Dealer weg, irgendwo hinter den Büschen, es ist wie ein Zaubertrick.

Karlheinz Gaertner ist Hauptkommissar bei der Polizei und seit 1974 in der Hasenheide unterwegs. Damals waren die Dealer noch Deutsche, nach und nach haben Türken und Araber das Geschäft übernommen, später kamen die Afrikaner dazu. Alle halben Jahre gehen Afrikaner und Araber mit Messern oder Holzlatten aufeinander los, um das Revier aufzuteilen, und danach muss die Polizei die Verletzten aufsammeln. Früher hat Gaertner oft im Gebüsch gelegen und das Geschehen beobachtet. Die Methode der Dealer etwa, kleine Grüppchen zu bilden, in denen jeder seinen Part übernimmt, als „Anreißer, Bunkerhalter, Geldeinnehmer, Drogenübergeber oder Geldhalter“. Einer spricht die Leute an, einer passt auf das Haschisch auf, das im Gebüsch vergraben ist, einer kassiert, einer übergibt die Ware, einer sammelt das Geld.

Gaertner ist auch den Dealern nachgegangen und hat gesehen, wo sie wohnen, zu zehnt in Einzimmerwohnungen, und das einzige Möbelstück ist ein Fernseher. Die afrikanischen Verkäufer, meist als Asylbewerber im Land, sind das letzte Glied der Kette. Das große Geschäft mit den Drogen machen andere. „Das Einzige, was sich in den letzten dreißig

Jahren geändert hat, sind die Hautfarben der Leute“, sagt Hauptkommissar Gaertner. Es läuft immer auf dasselbe hinaus: Um die Konsumenten fern zu halten, fehlen die Gesetze, um die Dealer abzuschrecken, fehlt der Polizei das Personal. Zerschlägt man die Szene, siedelt sie sich woanders wieder an. Hin und wieder taucht die Idee auf, für die Hasenheide Eintritt zu verlangen. Das Konzept kommt in die Schlagzeilen, aber dann will es doch keiner, und man vergisst es wieder, das geht auch schon seit Jahren so.

Die Hasenheide ist eine Fundgrube von vergessenen Konzepten. Die patriotischen Erziehungsideale von Friedrich Ludwig Jahn, nach dem der Park früher benannt war, oder die inzwischen verwitterten Vorstellungen von Volksbildung, von denen noch ein „Naturlehrpfad“ und die Tafeln vor den Gehegen mit den Rehen zeugen. „Liebe Tierfreunde! Wir glauben, Ihr denkt, wir hätten nie genug zu essen. Aber Ihr irrt.“

Der Nachmittag in der Hasenheide gehört den Spielern. Der Platz zum Spielen liegt unterhalb des Weges, behütet wie ein Hobbykeller. Auf Steintischen sind Felder aufgemalt, etwas verblasst, aber es ist alles da: Schach, Mühle, Mensch-ärgere-dich-nicht. Ein Mann, den sie Sigi Eins nennen, legt ein säuberlich zurechtgeschnittenes Stück Teppich auf den Stuhl, wie er das immer tut. Der durchschnittliche Besucher der Hasenheide, so hat die Technische Universität Berlin in einer Studie erforscht, besucht den Park seit elf Jahren. Herr Günther kommt seit 30 Jahren her, vor der Rente war er Monteur bei Mannesmann, und wenn man ihn fragt, ob er Berliner sei, antwortet er: „Ostpreuße“. Auch die Schachspieler haben ihre Kunststücke. Blitzschach, eine Partie in fünf Minuten. Am Nebentisch sitzt Sigi Zwei und spielt Skat. Er hat keine Arbeit, die Zähne sind ihm ausgefallen. Aber wenn er ein gutes Blatt hat, dann ist die Hasenheide für ihn die Bühne für fünf Minuten Ruhm. Er lässt die Karten durch die Hände gleiten wie ein Taschenspieler. „Sieben, Neun, Bauer; steht wie die Berliner Mauer.“

Die Sonne geht unter über der Hasenheide, Koreaner eins und zwei sind gegangen. Auch der Mann, der unter den Bäumen Kung Fu macht, ist nicht mehr da. „Karate Man“ nennen sie ihn hier. Wenn neue Dealer kommen, werden sie von den alten angewiesen, „Karate Man“ nicht auf Drogen anzusprechen.

Auf einer Bank sitzt Daniela Brokate und raucht. Die Abende in der Hasenheide sind für Daniela Brokate der Grund, in Nord-Neukölln zu wohnen. Vor einigen Jahren ist sie in ihrer freien Zeit durch den Park gezogen und hat mit einer Gruppe von Leuten Müll gesammelt. Beim Denkmal der „Trümmerfrau“ haben sie begonnen, das war ihre Aktion in der Hasenheide. Der Abend also. „Die Stimmung wird ruhiger, die Bäume riechen lecker, der Wind hört auf zu säuseln, das ist toll“, sagt Daniela Brokate und dämpft die Zigarette aus. Der Pfau kreischt noch immer. Aber er geht nicht mehr im Kreis, er sitzt jetzt mit dem Hintern zum Publikum auf einem Holzpflock. Seine Federn hängen herab, lang und prächtig wie eine Schleppe.